

Werk

Titel: Die Liebfrauenkirche in Loburg (Regierungsbezirk Magdeburg)

Autor: Wernicke, E.

Ort: Berlin

Jahr: 1900

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?523137273_0002|log19

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Stätte verbreitet, hinzugeben. So wanderte ich von der Bahnstation Metaponto auf schlechten Feldwegen und bald querfeldein über Aecker, durch einen dichten Buschwald von Myrthen und an Hecken mächtiger Agaven entlang, bis endlich nach etwa fünfviertelstündiger Wanderung das Ziel vor mir lag. Doch meine Enttäuschung war groß. Zwei Säulenreihen der Tempelängenseiten mit zehn und fünf Säulen und Architraven, die spärlichen Reste eines dorischen Peripteros, dessen Erbauung vermuthlich noch in die Zeit vor der um 600 v. Chr. erfolgten Zerstörung der Stadt fällt, sind, wie unsere wenig gelungene Aufnahme zeigt, ganz nach Art eines Friedhofs im lieben Vaterland, in ein hohes Mauerviereck eingeschlossen: eine breite eiserne Thür führt hinein. Diese steht offen, da der Besuch der Ruine sehr spärlich ist und es sich deshalb nicht verlohnt, einen Custode aufzustellen. So ist trotz Verwahrung durch Stein und Eisen der Raum frei zugänglich.

Wir fragen uns billig, was sollen jene öden Mauern, welche die Ruinen doch nicht schützen, und somit gar keinen vernünftigen Zweck haben, das landschaftliche Bild aber vollständig zerstören? Zugegeben, daß der Archäologe das wichtigste Interesse an dem Denkmal hat, so beweist doch der Befund, daß eine derartige Sicherung desselben nicht nöthig ist, da sie ja auch eine Verschleppung von Bautheilen nicht verhindern würde, die übrigens bei der schwachen Besiedlung der Gegend nicht befürchtet werden muß. Gewiß ist es der Regierung zu danken, daß sie den Tempelbezirk angekauft hat, und daß sie die Eigenthumsgrenzen kennzeichnet, ist zweifellos nothwendig. Aber hätte sich dazu kein anderes Mittel finden lassen, als eine etwa 2 m hohe Mauer? Zeigt diese nicht ein vollständiges Ableugnen der Thatsache, daß ein solches Denkmal auch vom künstlerischen und rein menschlichen Standpunkte genossen werden will?

Dürfte nicht auch diesem Rechnung zu tragen sein, wo es ohne Beinträchtigung der Rücksichten auf die unmittelbare Pflege des Denkmals möglich ist? Wäre es nicht unendlich viel stimmungsvoller gewesen, wenn man zum Schutz gegen weidende Herden und zur Abgrenzung des Grundstückes — um andere Rücksichten kann es sich nicht handeln — eine Hecke von Agaven gepflanzt hätte, wie wir sie dort so oft zur Abgrenzung der Felder und Gutshöfe finden? Das wäre im Charakter der Landschaft geblieben, wäre billiger gewesen und hätte den gleichen Zweck erfüllt. So aber hat man ohne Rücksicht auf die so nahen Wechselbeziehungen zwischen der Ruine und der Landschaft gewiß mit hohen Kosten ein derbes Reliquarium geschaffen und das Bauwerk aus seiner charakteristischen Umgebung herausgerissen, statt es als Mittelpunkt derselben zu betrachten; man hat es ganz unmöglich gemacht, die höchst eigenartige Stimmung, welche

über diesen Feldern liegt, die jetzt der Pflug durchfurcht, und die sich in den Architekturresten potenziert, zu genießen, und hat in unangenehmer Weise die Empfindung in den Vordergrund gedrängt, daß man sich auf einer Stätte der Verwesung befindet, man hat dem Denkmal eine bürokratische Pflege angeeignet lassen, und es dadurch seines höchsten Reizes, der landschaftlichen Gesamtstimmung, beraubt. Ist das noch „Pflege“ im vollen Sinn des Wortes zu nennen? Zweifellos giebt es für die Pflege eines Denkmals, abgesehen von den rein praktischen Fragen, auch gewisse aus der Eigenart desselben hervorgehende ideale Rücksichten, individuelle Anforderungen. Diese wurden im vorliegenden Falle entschieden nicht erkannt.

Die Mauern sind übrigens nicht neu, sie stehen, wie mir der frühere Besitzer des Tempelbezirkes mittheilte, schon seit nahezu zwanzig Jahren.
Julius Groeschel.

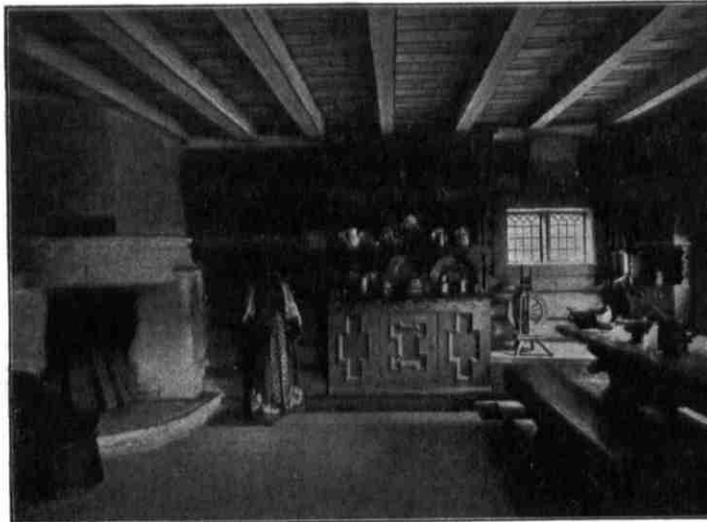


Abb. 3. Bauernhaus aus Hove in Hitterdal.
Skandinavische Holzbauten der Vergangenheit.



Abb. 4. Rauchstube aus Kjelleberg in Saeterdalen.

Die Liebfrauenkirche in Loburg (Regierungsbezirk Magdeburg).



Abb. 1.

Die in der Ueberschrift genannte Kirche verdient wohl eine Besprechung in diesen Blättern als Beispiel einer besonderen Art von Denkmalpflege. Es ist nämlich in ihr eine vor drei Jahrhunderten gut gemeint, aber so häßlich als möglich unter Dach und Fach gebrachte Ruine aus romanischer Zeit wieder in den Zustand als Ruine versetzt worden.

Die etwa 1/2 km ostwärts vor dem ehemals nach ihr genannten Thore der kleinen Landstadt Loburg, Kreis Jerichow I, gelegene Kirche, deren Bezeichnung überliefert ist, über deren Entstehung und frühere Schicksale es

lutherischen Generalkirchensitation im Erzstifte Magdeburg von 1562 „wüst“ und wurde damals von den Visitatoren der Stadt zur Errichtung eines Hospitals überwiesen. Aus dieser wurde jedoch nichts. Dagegen liefs im Jahre 1601 die Witwe des Obersten Eustachius v. Wulffen, Anna, geb. v. Münchhausen, welche mehrere um die Ruine gelegene Grundstücke erworben und zu einem Gottesacker für die Gemeinde gestiftet hatte, auch die Ruine durch Auflegung eines Daches, Vermauerung der Bogenöffnungen und alten Fenster und durch Ausstattung mit Kanzel, Altar usw. wieder zu einem besonders für die Leichenpredigten bestimmten gottesdienstlichen Raume herrichten.

Als solcher — übrigens im Privatbesitze der Erbnachfolger der kinderlos verstorbenen Dame verblieben — hat sie dann bis zu den Franzosenkriegen im Anfange des 19. Jahrhunderts gedient. Damals aber durch Unterbringung von Gefangenen und Verwundeten und als Fourage- und Munitions-Magazin profanirt und weiterhin als Schuppen für allerhand Gerümpel mißbraucht und als herrenlos behandelt, war die im Außeren sich ohnedies in scheunenartiger Erscheinung darstellende Kirche (Abb. 3) allmählich auch im Innern in einen Zustand höchst unwürdiger und bedauerlicher Verwahrlosung gerathen, welchen in den einzelnen Entwicklungsstufen zu verfolgen hier nicht der Ort ist. Die Abb. 3 wird aber eine ausreichende Anschauung von der früheren Erscheinung gewähren.

Nunmehr aber wurde der gegenwärtige Besitzer durch eigenenthümliche Vorkommnisse auf den Gedanken geführt, die in dem

jedoch an jeder Spur einer urkundlichen Nachricht fehlt, war zur Zeit ihrer ersten Erwähnung in den Protokollen der ersten

im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts im Thurme angelegten überirdigen Gewölbe aufgestapelten Särge seiner Vorfahren aus diesem zu entfernen und innerhalb der Kirche in die Erde betten zu lassen, zu diesem Zwecke aber die Kirche aus ihrem unwürdigen Zustande zu befreien und durch ihre Wiederherstellung als malerische Ruine eine würdige und stimmungsvolle Umgebung für die Gräber zu schaffen.

Nach erfolgter Genehmigung durch die Königliche Regierung in Magdeburg ist dieser Plan im vergangenen Herbst unter Oberleitung des Herrn Stadtbauinspectors a. D. Jaehn in Magdeburg zur Ausführung gekommen, indem die schadhafte Bedachung des ganzen Gebäudes, die Vermauerungen der Fenster und Bögen und überhaupt alle die in Bruch- und Backstein, zum Theil mit einer geradezu erstaunlichen Leichtfertigkeit ausgeführten Flickereien des Baues von 1601 entfernt sind, sodafs der damals noch übrig gebliebene Rest des ursprünglichen Feldsteinbaues wieder vollkommen freigelegt ist, wobei das im Innern des Thurmes nun offen zu Tage liegende Gewölbe durch eine aufgetragene Betonschicht abgedeckt und für deren Abwässerung gesorgt ist, alle oberen Flächen des Mauerwerks aber mit einer Mörtelschicht und darüber gelegter Rasendecke gegen die Witterungseinflüsse geschützt sind. Nach dieser Freilegung steht nun vor jedermanns Auge, was bisher nur der Fachkenner mühsam entdecken konnte, nämlich dafs die Kirche eine kleine flachgedeckte Feldstein-Basilica aus für unsere hiesigen Gegenden sehr früher romanischer Zeit, sicherlich noch dem Ende des 12. Jahrhunderts angehörig, gewesen ist, mit einem Mittelschiffe von fünf Bogenjochen, sehr schmalen, östlich geradlinig geschlossenen Seitenschiffen, rechteckigem, ehemals mit einem gratigen Kreuzgewölbe bedeckten Altarhause von der Breite des Mittelschiffes, ohne Apsis und mit westlicher, über die ganze Breite der Schiffe sich erstreckenden Thurmanlage. Die Gesamtlänge beträgt etwa 35, die Breite 14,50 m.

Eine ausführliche Beschreibung zu geben, ist hier nicht beabsichtigt. Die beigelegte, von Westen aufgenommene Ansicht des Inneren (Abb. 3) wird eine für den Zweck dieser Blätter genügende Anschauung darbieten.^{*)} Nur auf einige Eigenthümlichkeiten, die der Ruine eine baugeschichtliche Bedeutung verleihen, möchte ich noch aufmerksam machen.

Die aus Feldsteinen aufgemauerten Bogenpfeiler zeigen einen Stützenwechsel. Es haben nämlich jederseits der erste und dritte von Westen her geviertförmigen, der zweite achteckigen und der vierte kreisrunden Querschnitt. Alle haben einen ganz schlichten, etwa 0,33 m hohen und 0,03 m vorspringenden Sockel und niedrige, zwischen 0,20 und 0,30 m Höhe schwankende, wenig ausladende Kämpfer, die an den drei östlichen Pfeilern der Südseite ebenfalls aus Feldsteinen — deren je vier zusammengelegt sind —, an sämtlichen übrigen fünf aber aus Sandstein hergestellt und hier durch eine ziemlich ungeschickte flache Hohlkehle gegliedert sind. Diese Sandsteinkämpfer sind durch das Wetter und muthwillige Verwüstung arg beschädigt, während das ganze Feldsteinmauerwerk, namentlich auch an den in bewundernswerther Sorgfalt ausgeführten Pfeilern und ihren Feldsteinkämpfern aufs trefflichste erhalten ist.

^{*)} Bemerkte sei, dafs die Vermauerung der westlichsten Bogenöffnung jederseits, auf der Südseite wegen eines Erbbegräbnisses, auf der Nordseite wegen einer erst 1890 angebauten Grabcapelle nicht hat entfernt werden können. Das Westportal und die in das Mittelschiff führende grofse Rundbogenöffnung des Thurmes können erst nach Entfernung der Särge aus dem Gewölbe geöffnet werden. Unten zwischen den Pfeilern haben niedrige Futtermauern zum Schutze gegen das bedeutend erhöhte Erdreich des umgebenden Gottesackers eingefügt werden müssen, welche zum Theil bereits mit Schmiedeeisengittern bekrönt sind.

Die schmalen, ziemlich langen Rundbogenfenster des auffallend niedrigen Lichtgadens mit stark abgeschragten Seitenwänden und wagerechten Sohlbänken stehen nicht über den Scheiteln der Bogenstellungen, sondern über den Pfeilern. Da es aber ihrer nicht vier, sondern sechs auf jeder Seite sind, die Bögen aber östlich und westlich unmittelbar in die Abschlusswände verlaufen, so haben die entsprechenden äufsersten Fenster etwas eingerückt und der Gleichmäfsigkeit halber auch die nächstfolgenden Fenster etwas verschoben werden müssen, sodafs nur die beiden mittelsten jederseits senkrecht über den Pfeilern stehen. Ueberhaupt tritt die bei mittelalterlichen Bauten so häufige Erscheinung hier ganz besonders deutlich und zum Theil schon für das blofse Auge erkennbar hervor, dafs die Mafse der entsprechenden Bautheile nirgends genau übereinstimmen, sondern durchgehends, um eine manchmal ganz beträchtliche Anzahl von Centimetern von einander abweichen.

Bemerkenswerth ist, dafs in den Bögen sowohl des Schiffes als der Fenster die Eindrücke der Lehbretter in die Mörtelschichten, in welche über ihnen die Wölbsteine eingebettet wurden, deutlich erkennbar erhalten sind. Als eine grofse Seltenheit fanden sich auch in einer Anzahl der Fenster, durch deren Vermauerung vor dem Zahne der Zeit geschützt, Reste ihres ehemaligen Verschlusses in Gestalt von hölzernen, in eine Nuth der Lichtöffnung eingelassenen Rahmen,

welche mit dünnen Platten von Marienglas ausgefüllt gewesen waren. Die besterhaltenen dieser Reste sind an das Provincial-Museum in Halle abgegeben worden.

Von dem im lichten 4,50 m weiten Triumphbogen sind nur die Eckpfeiler und die Ansätze der Wölbung erhalten. Ebenso von der ehemaligen Wölbung des Altarhauses, der zu Liebe die beiden Fenster auf der Nord- wie auf der Südseite näher aneinander gerückt und etwas niedriger gestellt sind als im Schiffe, nur die ganz schmucklosen Anfänger in den vier Ecken, nach deren Ausweis es in Gufsmauerwerk hergestellt gewesen zu sein scheint, und die in den Umfassungsmauern ausgesparten Schildbögen zur Aufnahme der Wölbung, welche freilich gegenwärtig zum Schutze des Mauerwerks gegen die Witterung haben vermauert werden müssen. Das Langfenster der Ostwand ist offenbar eine spätere Veränderung, doch muß es diese Form schon vor dem Bau von 1601 erhalten haben.

An diesen Bau erinnern, da die ehemaligen Ausstattungsstücke der Kirche als völlig verkommene Ruinen schon früher hatten entfernt werden müssen, jetzt aber von dem ehemaligen Wandputz des Inneren mit seiner zwar groben, aber für die Entstehungszeit immerhin charakteristischen Bemalung, sich wegen hochgradiger Verkommenheit und haltlosen Abfallens von den Feldsteinwänden nichts erhalten liefs, nur noch zwei Stücke. Das eine ist die hier (Abb. 1) abgebildete steinerne Gedächtnisplatte der Stifterin des Baues von 1601, ein überaus liebenswürdiges Stück der späteren deutschen Renaissance mit seinen naiven Engelkaryatiden und dem höchst charakteristischen Bildnißkopfe der Dame. Die Technik der Steinmetzenarbeit steht an ihm auf der höchsten Stufe der Vollendung, und die Erhaltung ist, da das bisher in eine der Fenstervermauerungen der Nordseite eingelassene kleine Werk 300 Jahre lang völlig schutzlos allen Witterungseinflüssen preisgegeben gewesen ist, geradezu staunenswerth. Das andere ist die Platte des damals errichteten Altars, bei deren Umdrehung es sich herausgestellt hat, dafs sie aus einem alten Grabstein zurechtgeschnitten war, dessen Oberfläche an Stelle einer vielleicht ehemals vorhanden gewesenenen Umrißfigur des Verstorbenen mit einer auffälligen Menge der noch immer räthselhaften Längsrillen und Rundmarken bedeckt ist, deren erstere sich aber hier ganz unzweifelhaft als zur Schärfung von Schneidwerkzeugen benutzt ausweisen.

E. Wernicke.



Abb. 2. Ansicht des Inneren von Westen.

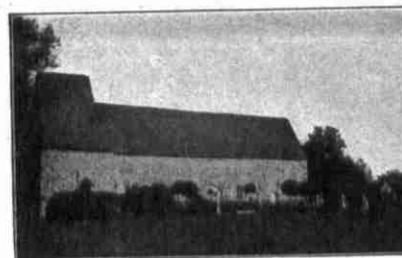


Abb. 3. Früherer Zustand. Südseite.